Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 4 (1881)

Artikel: Johann Konrad Pfenninger : ein christlicher Apologet
Autor: Zimmermann, G.R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984765

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johann Konrad Pfenninger.

Ein christlicher Apologet.

Von **G. R. Zimmermann**, Dekan.

Pfenninger wird gewöhnlich als jüngerer Zeit- und Amtsgenosse und als intimster Freund Lavaters mit diesem genannt, aber gewöhnlich auch nur anhangsweise, wie der treue Schatten des großen Lavaters behandelt und kommt eben darum oft zu kurz, oder besser gesagt, wir kommen dadurch zu kurz, wenn wir über dem berühmtern Freunde dem Andern eine nur flüchtige Beachtung schenken, welcher doch unstreitig seine hohe Bedeutung auch für sich selber hat und so sehr er von Lavater in seinem Streben und seinen geistigen Zielen gefördert, doch keineswegs von ihm dominirt worden ist, sondern einen ausgebildet selbständigen Charakter trägt und auch ganz originelle Wege einschlug, um das von den Hohen und Weisen seiner Zeit verachtete Christenthum in neue Geltung zu bringen. Fehlte es doch schon bei Pfenningers Lebzeiten nicht an Leuten, welche ihn für ebenso bedeutend, wo nicht für tiefer als Lavater hielten.

Der äußere Lebensgang Pfenningers war der denkbar einfachste. Geboren den 15. November 1747 als Sohn des Johann Kaspar Pfenninger, welcher damals Vikar des einen Leutpriesters beim Großmünster, hernach Diakon und Pfarrer beim Fraumünster war, und der Elisabetha Escher, zeigte er frühe schon die glücklichsten Anlagen und es verstand sich daher bei den Eltern und bei ihm wie von selber, daß er sich dem geistlichen Stande widme. In seinen Studienjahren war es besonders die Philosophie, welche ihn anzog, aber von seinem sechszehnten Altersjahr an trat auch seine Vorliebe und Geschicklichkeit für das Praktische hervor, in dem Privatunterricht, den er ertheilte. Erst

zwanzig Jahre alt, wurde er schon ordinirt. Vier Jahre später verheirathete er sich mit Katharina Ziegler, einer Tochter des Obervogt Ziegler in Hegi, von welcher er eilf Kinder erhielt. 1775 wurde er Diakon beim Waisenhaus, 1778 nach Lavaters Berufung zum St. Peter Pfarrer daselbst, 1786 abermals als Kollege Lavaters Diakon beim St. Peter. Eine zarte Gesundheit war seine Mitgift in dieses Leben, Nervenschwäche schon in früher Jugend, eine Migräne, welche er von seinem Vater geerbt zu haben scheint. Nach seiner ersten Wahl in's Waisenhaus brachte ihn ein Faulfieber an den Rand des Grabes. Ein neues Fieber ergriff ihn im sechsten Jahr seines Diakonates beim St. Peter und raffte ihn am einundzwanzigsten Tage der Krankheit, den 11. September 1792 dahin, ehe er noch sein fünfundvierzigstes Lebensjahr beendet hatte. Er hinterließ eine trauernde Wittwe mit neun Waisen in ziemlich drückenden Verhältnissen.

Verweilen wir nun zuerst einige Augenblicke bei dem Vater Pfenninger. Lavater in seinem ausgezeichneten Schriftchen: „Etwas über Pfenninger", aus welchem wir noch dieß und das beibringen werden, bemerkt über denselben: „Ein Mann von gesundem, praktischem Verstande, bewährter Redlichkeit, eifriger Frömmigkeit, besonderer Ordnungsliebe, Pflichttreu und Fleiß, von streng orthodoxer Härte, doch bisweilen voll froher witzreicher Laune, durch keine Schriften als durch seine erbaulichen Predigten über den zweiten Brief an die Korinther bekannt." Dieses Predigtwerk umfaßt 7 Bände mit über 4000 Seiten und legt in 276 Predigten mit einer seltsamen Mischung von Gelehrsamkeit und Erbaulichkeit jene tiefe Epistel des Paulus aus. Daß ein solches Werk zu Stande kommen konnte und einen hinreichenden Kreis von Lesern und Abnehmern fand, zeigt uns schon, daß der Vater noch in der alten Zeit lebte und wirkte, wo die Herzen nach geistlicher Nahrung und zwar nicht bloß nach Milch sondern auch nach fester Speise begierig waren. Die Gesinnung des Verfassers erkennen wir schon aus der Zueignung seines Werkes, deren erste Worte also lauten: „Allmächtiger, gnadenreicher Jesu Christe! Glorreicher, zur

Rechten des Vaters erhöheter Gottessohn, mein Heiland! Mein Herr und mein Gott! Mein Herz und meine höchste Schuldigkeit drängen mich, diese meine geringe, doch nicht ohne Deine Gnade gethane Arbeit in kindlicher Demuth als ein aufrichtiges Lob- und Dankopfer vor den Thron Deiner Gnaden, zu Deinen Füßen niederzulegen. Dir allein, mein allerliebster Heiland, sei dafür die Ehre; der Verherrlichung Deines allerhöchsten Namens und der Ausbreitung Deines Gnadenreichs und heilsamen Evangeliums sei und bleibe es hiemit seelengründlich gewidmet, übergeben, geeignet und aufgeopfert" u. s. w. Die Predigten selber zerfallen regelmäßig in zwei Theile, von welchen der erste eine Erklärung, der zweite eine Anwendung des kurzen, 1 oder 2 Verse enthaltenden Textes bildet. Im höchsten Gegensatz gegen die später aufgekommene und bis in unsere Zeit fortwuchernde Predigtmanier, wo der Prediger seinen Text nur als Motto verwendet und ihn mehr oder weniger passend seinen eigenen Gedanken zum Titel gibt, gehörte Pfenninger noch zu der ächt reformatorischen Schule, welche es als die Hauptaufgabe der Predigt betrachtete, die Christengemeinde in die Tiefe des Gotteswortes einzuführen und sie, wie man sagt, bibelfest zu machen. Diese Arbeit nahm er so gewissenhaft, daß er nicht nur, wie jeder Diener des Wortes soll, für sich jedesmal den Grundtext nachlas und sorgfältig im Zusammenhang mit dem Vorangegangenen und Nachfolgenden, sowie auch mit verwandten Bibelstellen erwog, sondern daß er auch oftmals seiner Zuhörerschaft nicht erließ, diese fast über die gewöhnliche Kraft hinausgehende mühsame Arbeit mit ihm zu thun und allerhand gelehrte Untersuchungen anzustellen, für welche wohl heutzutage kaum ein christliches Publikum in der Sonntagnachmittagstunde sich einfinden würde, wie es damals noch geschah. Wie übrigens in seiner Bibelauslegung als gründlichen Schriftforscher, so bewährt sich Kaspar Pfenninger in seinen Anwendungen als Menschenkenner und Menschenfreund. Das ist der streng orthodoxe Standpunkt des Vaters, der in seiner festen Position, die er genommen hat, und in der für jene Zeit richtigen Voraussetzung, daß seine Gemeinde diesen Standpunkt theilte,

keinerlei Vertheidigung bedarf und keine Auseinandersetzung mit andern Geistesrichtungen sucht, sondern durch die eigne Ueberzeugungskraft lediglich die Erkenntniß und den Glauben der Zuhörer befestigt.

Aber schon waren die letzten Tage der herrschenden Orthodoxie gekommen; seit Jahrzehenden wurde auch zu Zürich auf dem Katheder ganz anders gelehrt, als auf der Kanzel noch geprediget wurde; auch von einzelnen Kanzeln wurde bereits die Lehre der Vernunft der göttlichen Offenbarung entgegen gestellt; schon im dritten Viertel, namentlich aber im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts brach, durch die Schriften eines Voltaire und Rousseau und der sogenannten Encyklopädisten unterstützt, eine wahre Sturmfluth neuer, der heiligen Schrift widersprechender Ideen zuerst in die Kreise der Gebildeten und Gelehrten ein, die dann allmälig und oft in grob materialistischer und atheistischer Gestalt auch nach unten durchsickerten.

Aus diesen ganz verschiedenen Zeitverhältnissen erklärt sich auch die so sehr verschiedene Art und Weise, wie Vater und Sohn wirkten, der erste als Orthodoxer, der vielleicht nur zu sehr seinen Glauben noch als den herrschenden voraussetzte; der andere als Apologet, welcher erst wieder für sich selber eine Position suchte und mit bewundernswürdiger Erfindungsgabe bald durch die strengen Schlüsse der Logik, bald im lieblichen Gewande der Poesie die Kinder seiner Zeit zu dem einsam stehenden Kreuze Christi zurückführen wollte. So war ihre Verschiedenheit mehr diejenige ihres Zeitalters, als eine innerliche, im Grunde waren sie Eins, wie auch ihre Bilder (das des Vaters im ersten Band seiner Predigten, das des Sohnes, Neujahrsstück der Chorherren 1822) eine sprechende Aehnlichkeit zeigen, wenn schon das feurigere Auge und der feiner geformte Mund des Sohnes seine höhere Begabung andeutet. Ich setze noch hinzu, was Lavater von der Mutter Pfenningers sagt: „eine herzgute, edle, brave, verständige, sanfte Frau, deren zärtlicher Charakter von dem etwas roheren und strengeren ihres Mannes, unbeschadet des ehlichen Glückes, merklich abstand.“

Mit den heiligsten Vorsätzen, dem Herrn zu dienen, trat Pfenninger in das geistliche Amt. Seiner Braut machte er hierüber folgende Beschreibung: „Nun ist die feierliche Stunde der Ordination vorüber gegangen, aber ihr Eindruck auf mich noch lange nicht. Gestern, nachdem ich mit Vertrauen auf die göttliche Vorsehung eine kurze Predigt glücklich geendigt, bin ich auf die feierlichste Art, die mir Thränen ablockte, zum Dienste Christi geweiht worden. Als ich nun mit vollem Herzen nach Hause eilte, sah mir meine zärtliche Mutter aus dem Fenster entgegen; sie flog auf mich zu und sie ließ dem Strome von Freudenthränen den Lauf, drückte mir (mächtige Sprache des Herzens) die Hand und segnete mich schluchzend mit abgebrochenen Worten. Ich trat in die Stube; mein Vater, der mich ebenso sehr, nur männlicher liebt, fing an, mit gesetzter Stimme mir Glück zu wünschen. Aber das männliche Herz ward erweicht. Es entwischten ihm Zähren. Die Stimme wankte, er brach ab und wandte sich um. Etwa eine Viertelstunde begab ich mich in die Stille zu beten, zu danken, mich Gott zu ergeben. Noch nie betete ich mit gerührterem Herzen. Gleich mußte ich hinunter zur Musik — das größte Vergnügen unseres Vaters. Unter anderm sang ich auch meine Lieblingsarie: Ein Gebet um neue Stärke Zur Vollendung edler Werke Theilt die Wolken, dringt zum Herrn Und der Herr erhört es gern. — Meine beiden Onkel waren zu einem Nachtessen da. Ich war vergnügt, ob ich gleich von diesen Stunden einen ganz andern Gebrauch gemacht hätte, wenn es in meinem Belieben gestanden wäre. Mich verlangte sehr auf diesen Morgen, da ich mir vornahm, Dir, meine theuerste Herzensfreundin zu schreiben. Nun habe ich angelobt, ein treuer Knecht Christi zu sein, in seinem Dienst alle meine Kräfte zu verzehren, auf den engen Pfaden der christlichen Tugend zur Glückseligkeit ungehindert und unabgeschreckt an der leitenden Hand Jesu fortzugehen, und andere, wo ich kann, von den breiten Straßen, die zum Abgrund führen, gleichsam hinwegzureißen und sie zu nöthigen, mit mir zu gehen. Du, meine Theuerste, die Du mit mir auf's engste Dich vereinigt hast, hast eben das gleichsam durch

mich gestern angelobt. Ich weiß auch, Du thatst es nicht nur für mich, sondern für Dich selbst. Ich sah Dich gestern Abend auf den Knieen vor Gott liegen, Dein Antlitz zeigte, daß sich Dein Geist zu Gott emporschwang. Ich sah Dich beten für Dich und für mich — ich sah Dich und weinte". — So machte Pfenninger den Anfang und dieser frommeifrige Sinn begleitete ihn durch die fünfundzwanzig Jahre seiner geistlichen Wirksamkeit, wie es ihm von den verschiedensten Seiten her, von einem Lavater, einem Stolberg, einem Georg Müller, bis hinunter zum einfachen Bürger, zum schlichten Landmann, zur einstigen Schülerin in seltner Uebereinstimmung Alle, die ihn kannten, noch in's Grab hinein bezeugten.

Und diese so herrlich gesegnete geistliche Wirksamkeit, das sei vorausgeschickt, erbaute sich, wie wohl eine jede sich erbauen muß, auf ein exemplarisches Leben im eignen Hause. Nie habe ich etwas so Einfaches, aber auch so Rührendes gelesen, als was Pfenninger kaum 10 Jahre vor seinem Tode seiner Gattin widmete:

Seele meiner Seele, Allerbestes Herz!
Was mir immer fehle, Ist mit Dir kein Schmerz;
Was ich immer habe, Ohne Dich kein Glück,
Freudlos jede Gabe Ohne Deinen Blick.
Geber, willst du geben, Gib mir nie allein,
Meines Lebens Leben Muß sich mit mir freun!

Man muß weiter hören, wie hoch Pfenninger seine Mutter hielt, welche ihre Wittwenjahre in seinem Hause beschloß: „Unvergeßlich sei es mir", schreibt ein Freund, „wie Du sie in ihren Altersschwachheiten so oft zuvorkommend erfreutest, sie bei der Hand aus ihrem Stübchen zum Essen herbeiholtest, sie obenan setztest und sodann mit Deiner geliebten Gattin die nächsten Plätze einnahmest, wie Du sie bedientest, ihr überall das Wort ließest. Ach! Ich sehe Dich noch bei Deinen Grüßen oder nach dem Abtischgebet Deine weiße Mütze mit Demuth abnehmen, ihr die Hand geben und so unter gegenseitigen Segnungen den Nachtabschied machen".

Daß er, der treue Sohn, der liebevolle Gatte, auch ein zärtlicher Vater war, läßt sich wohl denken, seine Wittwe schreibt darüber: „Der Vater zog die Herzen der Kinder immer an sich, nicht zwei Minuten war er bei einem allein, daß sie nicht etwas Herzliches wechselten oder daß des Kindes Aufmerksamkeit gereizt wurde, und insonderheit war ein Viertelstündchen nach dem Nachtessen dazu schicklich, wo die Mutter dem Vater die Haare einwickelte, indessen die Gespräche so lebhaft, so traulich, so religiös wurden, daß man schwerlich auseinander kommen konnte. Wie oft sagte der Selige zu mir: Ach, wie unaussprechlich wohl ist mir bei meinen erwachsenen Kindern, ich zähle sie unter meine Freunde". Aber auch gegen die Dienstboten zeigte er sich stets freundlich und schämte sich nicht, ihnen die Hand zu bieten. Und welch ein Freund war er! Stets nur darauf sinnend, seine Freunde zu erfreuen, verbarg er auch mit der größten Zartheit, welche Mühe es ihn manchmal kostete, diesen und jenen Freundesdienst zu leisten und trat immer für ihre, nie für die eigene Angelegenheit ein. Er hatte den christlichen Gemeinschaftssinn und wunderte sich oft, daß in einer christlichen Stadt, unter der Menge von Gesellschaften und Zusammenkünften aller Art, so wenig von eigentlich christlichen Zusammenkünften zu verspüren, die doch unter Christen die allgemeinsten und natürlichsten sein sollten."

So viele liebliche Züge aus seinem Leben erzählt werden könnten, wir dürfen uns nicht in's Aeußerliche verlieren, sondern heben nur seine geistliche Wirksamkeit hervor, die also am besten als eine apologetische bezeichnet werden kann. Wir fangen da von unten an. Auch die Jugend, wenigstens des gebildeten Standes, war nicht unberührt geblieben von der damaligen Aufklärungsperiode, welche des lautern Evangeliums Christi sich schämte und in ihren Zersetzungsprozeß nach und nach alle Grundwahrheiten des Christenglaubens hineinzog. So war denn schon damals dem städtischen Jugendlehrer eine sehr hohe Aufgabe gestellt. Er konnte nicht mehr einfach anknüpfen an das, was die Kinder von Haus mitbrachten, er mußte tief eingesogene Vorurtheile erst wegräumen und den Grund von Neuem

legen. Dafür besaß nun Pfenninger eine große Geschicklichkeit. Er hütete sich wohl vor jenem bloßen Polemisiren, durch welches gewöhnlich der jugendliche Widerspruchsgeist nur noch gereizt wird. Neben den öffentlichen Unterweisungen, in welchen er den gewöhnlichen Lehrgang befolgte, richtete er Privatunterweisungen für geweckte Schüler ein und es wird wohl eine solche Privatunterweisung gewesen sein, von welcher einer der dankbaren Schüler berichtet: „In den Siebzigerjahren, wo der Unglaube in unserm Zürich zuerst es zu wagen anfing, unter Jungen und Alten sein Haupt zu erheben und seine Stimme laut werden zu lassen, wo der erste Sturm wider Aberglauben und Schwärmerei losbrach, der die Begriffe der Menschen statt zum Mittelpunkt der christlichen Religion, zum andern Extrem, zur Verwerfung derselben hinüberführte; in der Zeit, wo die Voltaire'schen und andere dergleichen Schriften auch bei uns zu blühen anfingen, wo es Modeton wurde, sich über die Bibel hinwegzusetzen, zu dieser Zeit kam ich zu Pfenninger, um in der christlichen Religion unterrichtet zu werden, voll Vorurtheile, voll Unglauben an diese Religion, als ein erklärter Feind des Aberglaubens, wozu ich so vielen Stoff in der Bibel zu finden wähnte. Er sah bald meine Schwäche, machte mir keine Vorwürfe, schien nicht davor zu erschrecken, griff nicht direkt weder meinen Zweifel noch meinen Unglauben an, sondern ganz ruhig erklärte er mir die göttlichen Schriften in einer Weise und von einer Gründlichkeit, mit der ich sie vorher nie erklären hörte. Immer mehr machte er mich auf ihre Schönheiten aufmerksam. Die Vorurtheile wider diese Religion waren so stark bei mir eingewurzelt, daß es lange währte, bis mein Unglaube nur zu wanken anfing, weil ich, obschon sein freundschaftlicher Ton es mir gar wohl erlaubt hätte, ihm alle meine Zweifel und Einwürfe vorzutragen, doch aus Schonung gegen ihn ihm nur den kleinsten Theil davon sagte, da ich dachte, er wäre nicht im Stande, sie mir aufzulösen, so daß ich beim Aufhören des Unterrichts noch gar nicht überzeugt, aber doch so weit gebracht war, es könnte doch etwas Wahres daran sein und mir fest vornahm, folgende Regeln, die er mir gab,

mit allem Ernst zu befolgen, nämlich: Behalten Sie der Wahrheit immer ein offenes Ohr, schlagen Sie sich noch zu keinem Religionssystem, bis Sie die Bibel ganz wie ein anderes Buch gelesen haben, als ob Sie solche nie gelesen hätten. Nehmen Sie daraus für sich nur was Sie verstehen, was Sie begreifen können, was Sie begründet und gut finden. Dies bewahren Sie fest im Herzen, alles Andere lassen Sie für einmal bei Seite, aber verwerfen Sie nichts, denn was Ihnen jetzt dunkel darin vorkommt, kann Ihnen einst helle werden. Die treue Befolgung dieser Regeln machte mich nach und nach reif, an die Wahrheit der christlichen Religion zu glauben."

Doch Pfenninger beschäftigte nicht nur die Sorge für die zarte Jugend, sondern mehr noch lag ihm das reifere, dem Unterricht entwachsene Geschlecht am Herzen, welches jetzt gar so Vieles las und hörte, was auch die letzten Erinnerungen an das Heiligthum des Kinderglaubens auszulöschen drohte. So wurde er denn ein Apologet des Christenthums auch für die Erwachsenen und fast alle seine Werke, cirka 50 Bände, die er, der nicht ganz fünfundvierzig Jahre lebte, nur allzu fruchtbar in die Welt hinaus sandte, tragen diesen apologetischen Charakter.

Das berühmteste dieser Werke sind „seine jüdischen Briefe oder eine Messiade in Prosa", die er in seinem 36sten Jahr begann, für das allgemeine Publikum berechnet. Ist diese Schrift für unsere jetzige Zeit auch viel zu weitläufig, so würde sie doch mit Unrecht vergessen. Es war ein origineller Gedanke, die ganze Geschichte des neuen Testamentes in dieser Form von Briefen Zeitgenossen und Augenzeugen in die Feder zu diktiren. Die Phantasie wird dadurch mehr, als rein historische Schriften es möglich machen, mitten in diese allerheiligsten Ereignisse hineinversetzt und unwillkürlich wird uns ihre Möglichkeit und Glaubwürdigkeit sicherer.

Die Berechtigung einer solchen Schrift wird heutzutage wohl Niemand mehr bestreiten, obwohl es damals Leute gab, welche meinten, eine solche Vermischung von Dichtung und Wahrheit sei Sünde. Aber

was haben jene Da Vinci, Raphael, Dürer gethan, wenn sie so unvergänglich schön das Heiligste, was es gibt, vor unsere Augen hinzauberten? Sie haben vom Evangelium begeistert gedichtet. Und was hat ein Klopstok gethan in seiner Messiade? Er hat gemalt. Die heilige Geschichtschreibung ist kurz und knapp. Die vier Evangelisten haben nicht nach einem verabredeten Plan gearbeitet. Jeder beschreibt, was ihm besonders wichtig scheint, deutet Anderes kaum mit einem Worte an und läßt Vieles ganz weg. Von der Geburtsgeschichte Jesu wissen wir aus Markus und Johannes gar nichts, Matthäus gibt uns die Geschichte der morgenländischen Weisen, des Kindermords, der Flucht nach Aegypten, Lukas die Schatzung, die Engelerscheinung an die Hirten, die Darstellung im Tempel. Es sind da Mittelglieder nothwendig, um die Geschichte zu einem Ganzen zu vereinigen und in vielen Fragen sind wir auf Muthmaßungen angewiesen, ob z. B. die Darstellung im Tempel vor oder nach der Flucht in Aegypten geschehen sei. Die Schwierigkeit, manche scheinbare Widersprüche zu erklären, fordert auf der einen Seite die Kritik heraus, hier alle Hebel einzusetzen, um die Glaubwürdigkeit der ganzen heiligen Geschichte zu erschüttern, und macht auf der andern Seite immer wieder neue Versuche nöthig, eine Harmonie der Evangelien herzustellen, und es ist bezeichnend, daß eines der ältesten deutschen Sprachdenkmäler, der altsächsische Heliand, schon eine solche Evangelienharmonie enthält. Sollte bei dieser Aufgabe die Phantasie, sofern sie in den rechten Schranken bleibt, nicht auch eine Berechtigung haben, mitzuarbeiten? Es hat ja auch bis in unsere Tage hinein nicht an Solchen gefehlt, welche in die Fußstapfen Pfenningers eingetreten sind. So hat er nun für seine Zeit die jüdischen Briefe gedichtet, freilich mehr im modernen, als im jüdisch-antiken Kolorit, wie denn schon die Briefstellerei selber gewiß weder die Sache einer Maria, noch einer Elisabeth war. Als ein Fehler ist es wohl auch zu bezeichnen, daß das ganze Evangelium, nicht bloß der geschichtliche Theil, sondern auch die Lehrstücke, die Bergpredigt z. B. in dieser Briefform mitgetheilt werden, und es scheint, der Verfasser

habe selber im Fortgang seines Werkes diesen Mangel gefühlt und ihm dadurch abzuhelfen gesucht, daß er bisweilen auch dramatisch verfährt und eigentliche Szenen mit Dialog und Handlung uns vorführt. In einer ganzen Welt voll Gestalten beurkundet Pfenninger eine reiche Erfindungskraft, feine Individualisirung; er versteht es, uns die verschiedenen Kreise, die Stillen im Lande, die auf eine Revolution hoffenden Juden, die pharisäische, die sadduzäische Anschauung, die durch Johannes hervorgerufene Bewegung, die erste freudige Aufnahme Jesu, die geheimen Machinationen gegen ihn, kurz alles das, wodurch erst die ganze heilige Geschichte begreiflich wird, gut personifizirt vor die Augen zu stellen und so den Leser unwillkürlich zur Parteinahme für den Herrn hinzudrängen. Alle Schattirungen des werdenden, wachsenden, stockenden und dann wieder neu belebten Glaubens, alle menschlichen Leidenschaften, Argwohn, Eifersucht, Heuchelei, Bosheit kommen zur Geltung theils in geschichtlichen, theils in gut erfundenen Charakteren. Hie und da mag ein Strich verzeichnet sein; so will uns dünken, Pfenninger hätte nicht nöthig gehabt, jene dunkle Zulassung Gottes, den bethlehemitischen Kindermord dadurch zu motiviren, daß er eine der Mütter, die ihren Knaben verloren, eine untreue Ehefrau sein läßt; es sei etwas gesucht, daß er die nachherige Wittwe von Nain als Mädchen die von Aegypten nach Nazareth heimreisende heilige Familie gastfreundlich erquicken läßt. Das sind doch nur Ausnahmen und rühmend muß anerkannt werden, mit welcher Keuschheit der Dichter gerade da verfährt, wo der Phantasie der freieste, aber gewiß auch der gefährlichste Spielraum gegeben war, wie z. B. in der Jugendzeit Jesu. Einzelne Stücke dürfen geradezu als überraschend fein und beziehungsvoll bezeichnet werden, wie die tiefen Eindrücke von Moses und Israels Vergangenheit und vorbildlicher Geschichte, welche Maria während ihres Aufenthaltes in Aegypten empfängt, oder die verschiedenen Scenen, durch welche die heilsame Wirkung der Bußpredigt des Täufers veranschaulicht werden. „Er wird die Herzen der Väter zu den Kindern bekehren", so hat der Engel von Johannes geweissagt. Nun ist ganz Israel voll

von dem Propheten am Jordan. Selbst die Kinder spielen jetzt Johannes den Täufer; Eins stellt den Johannes vor, sein Brüderchen den eigenen Vater. Der kleine Johannes taust denselben und hält ihm folgende Bußpredigt: „Es ist mir lieb, daß Du endlich auch kommst. Du willst Dich ja bessern und nicht mehr so böse sein gegen die Mutter, daß sie so oft weinen muß. Du sollst auch werden, wie Du Deine Kinder ermahnst zu werden, dann werden es auch fromme Kinder werden, Dir zum Segen und zur Freude". In diesem Moment tritt der wirkliche Vater ein und diese Worte aus Kindermund treffen sein Herz. — Auch da, wo Pfenninger seine Zeit und den herrschenden Rationalismus vor Augen hat, bleibt er maßvoll und gibt nicht Anlaß zu der Klage: Man merkt die Absicht und wird verstimmt. Ein alter Vater hinterläßt seinem Sohne eine Art Testament, in welchem es heißt: „Es hat mir nicht recht gefallen, was Du mir da neulich heimgebracht hast von allerlei wunderlichen Erzählungen, die den neugebornen Messias angehen sollen, dergleichen kommt von Leuten her, die immer etwas Eigenes haben wollen und es übertreiben und sind unruhig im Gemüth. Es sind jetzt keine Seher und keine Propheten mehr in Israel und Gott braucht jetzt nicht mehr Engel, die erscheinen, wie ehedem. Was aber den Messias betrifft, so ist das gar nichts. Ich habe in meinem ganzen Leben gehört, daß er allem Volk erscheinen wird und das muß auch in der Ordnung gehen, das wird nicht so im Dunkeln zu schleichen anfangen bei Leuten, die freilich ehrlich sind und so für sich sind, die Niemand kennt und die immer etwas Eigenes haben Du kannst wohl denken, unsre obersten Priester, Führer und Lehrer des Volkes Gottes werden auch was darum wissen müssen". Gegen die herzliche Einladung Jesu zum vertrauensvollen Gebete wendet einer der Schriftgelehrten ein: „Gott ist kein Mensch, daß er sich bitten lasse. Ich beharre darauf, wir sollten glauben, die Weisheit Gottes ordne sonst Alles auf's Beste". Sehr gut wird die Aufregung der Pharisäer über das wachsende Ansehen Johannes des Täufers geschildert: „Mit grenzenloser Unverschämtheit sei ihnen der

Schwärmer am Jordan begegnet, als sie sich erniedrigen wollten, auch von ihm sich taufen zu lassen. Man fand einstimmig, daß man darüber wegen dem hitzigen Pöbel mit dem Manne in keine Untersuchung treten könne und daß Widerspruch ihn nur noch zu ärgeren Grobheiten reizen würde, daß man sich vor verblendetem enthusiastischem Volk mit einem Manne, der die Stirne hätte, mit Schimpfwörtern um sich zu werfen und die angesehensten Leute mit dem Kothe seiner Ungezogenheit zu bespritzen, nicht in Wortwechsel einlassen könne, man aber doch ernstlich darauf bedacht sein müsse, wie dem Uebel zu steuern wäre."

Von ergreifender Wirkung ist die Darstellung der Leidens- und Auferstehungsgeschichte, worin jeder noch so kleine Zug der Evangelisten glücklich verwendet wird. Pfenninger versucht hier nicht ungeschickt das psychologische Räthsel zu lösen, wie das Volk so schnell umgestimmt werden konnte. In jede Situation denkt er sich hinein, wie hoffnungtödtend z. B. für die, welche immer noch auf ein Gotteswunder am Kreuze hofften, die Worte des Sterbenden an Maria und an den Schächer sein mußten. Ein Augenzeuge berichtet von dem Gekreuzigten: „Er blickt so oft und so mitleidig nach dem Mörder, mit dem sie jetzt zu schaffen haben, dann hebt er sein Aug' wieder zum Himmel, jetzt war's, als wenn er auf die ungeheure Menge Volks rings herabschaute und wenn ich mich nicht betrüge, so that ihm der Anblick weher, als alle Wehen, die er leidet". Fein wird hervorgehoben, wie die Feinde zuerst in unbewußter Scheu nur sagten: Er hat Das und Das gethan, und wie nach und nach die Frechheit sich zur persönlichen Anrede an ihn steigert. „Das war ein Zeichen unfreiwilliger Hochachtung, die man für den mit aller Gewalt verachteten Mann mitten in aller Spötterei noch hatte, daß lange keiner mit seinen Einfällen ihn selbst ansprach, bis ein Meister in der Kunst der Hölle die Bahn brach". Die Wirkung der Finsterniß und des Erdbebens wird großartig geschildert.

Eine Scene zwischen Auferstehung und Pfingsten möge als Probe des Ganzen dienen. Sie spielt zwischen der tief angelegten, aber noch nicht christlichen Bathseba, Tochter des Hohenpriesters Alexander und

ihrem Kammermädchen Delila, einer heimlichen oder doch halben Christin. Bathseba: Unwürdiges Ding! Du kommst so schändlich spät zurück und läßst mich warten und schändest Deine Ehre; so dunkel, ohne Leuchter allein durch die Gassen zu ziehen! Schon lange habe ich Dich im Verdacht — so geht es zu arg! — Delila (weinend): Sei nicht zornig auf mich, Bathseba! oder sei es für gestern oder ehegestern, nicht für heute! Wie oft war ich schlimmer, als Du mich dachtest. Jetzt bin ich unschuldiger als Du mich nicht denken kannst, o Bathseba. B.: Hübsch beredt! Was wär' es denn nun? D.: Wahrlich, o Bathseba — B.: Schwatze nicht, erzähle! D.: Ich war mit der Leinwand in's unrechte Haus gekommen und wollte der Nätherin Hanna nachfragen, traf aber Niemand auf den Lauben, noch auf den Treppen an. B.: Das säumte Dich eine Stunde? D.: Da vernahm ich etwas Gesangs; ich ging der Spur nach und die führte mich für die verschlossene Thüre eines großen Saals, wie ich schließen konnte. Und sieh nur, o Bathseba, da fiel's mir ein, daß mir gestern des Kürschners Tabitha gesagt hatte, des Nazareners Anhang sei die Woche beieinander in der Tempelgasse im Hause neben dem Goldschmid, wo ich die Nätherin suchen sollte und gleich dacht' ich, das sind die Galiläer, du mußt doch hören. Da hörte ich zu; sie sangen ein herzrührend Gebetlied — ach die ehrlichen dummen Leute, zu Jesu, dem Gekreuzigten; aber die meinen gewiß, er lebe und sitze, Gott weiß, wohl zu oberst in dem Himmel, die dummen Leute, doch sind es so gute ehrliche Leute; und sie sangen's zwar leise, aber doch so frohmüthig und liebevoll, aber so schmachtend, daß es mir durch und durch ging.

B.: Vermochtest Du die Worte zu verstehen? D.: Ei ja freilich, o Bathseba. B.: Nun denn! Weißt Du keine davon mit Deinem Allerweltgedächtniß? D.: Ja freilich, aber es ist einfältig Zeug. B.: Nun! D.: Der letzte Absatz hieß:

Denn bald von Sehnsucht müd' und bleiche
Ist, Himmlischer, die Jüngerschaar
Nach Dir und Deinem Geist und Reiche!
O eil', und werd' uns offenbar!

Ach, es war so heilig und so liebend! Erst sang Einer allein einige Verse, dann sangen alle die gleiche Singweise, es waren ihrer wohl hundert Personen, die sangen, und alle so leise.

B.: Wie geht die Weise? Du bist ja Meisterin! D.: Scherze nicht so, o Bathseba, es war eine mir gar bekannte Weise (will anfangen), aber Du wirst meiner lachen! B.: Gar nicht, einfältiges Ding!

D.: Wohl! — jetzt fällt mir der allererste Absatz wieder ein, das ging so:

Die Sonne stieg und sank hernieder
Vom Oelberg bis zum Golgatha,
Singt Brüder, Schwestern! Abendlieder!
Der Ferne war uns immer nah!

Das sang nur Einer, aber jetzt Alle, o das kann ich nicht, das ging gar zu herrlich. (Sie singt weiter und unterm Singen fließen ihr Thränen aus den Augen und sie vergißt sich in Gemüthsbewegung und hebt im Singen die Hände empor, als wenn sie mit im Chore wäre):

Wir singen, Herr, Dir unsre Lieder,
Du hörst sie, bist Du gleich nicht da,
Du blicktest stets auf uns hernieder
Und stets blieb unser Herz Dir nah.
Du trugest uns, des Tages Stunden,
Des ersten Tages ohne Dich,
Sind drum so sanft uns hingeschwunden
Und unser Herz erquickte sich.

B.: Das ging dem lustigen Herzen sehr tief. (Sie verbirgt selbst ein wenig Rührung, die es ihr verursacht hat.) D.: Als sie fertig waren, da ging plötzlich die Thüre auf; der Herauskommende (es war, wenn ich mich nicht sehr betrüge, der Rathsherr Joseph) traf mich da an, als ich eben die häufigen Thränen vom Gesicht wischte, und er öffnete die Thüre so ganz, daß es mich hinriß, hineinzuschauen. Gott! wie mir ward! Die Frauen, die zu hinterst an der Thüre saßen, die

sahen mich so freundlich an, um mich in meinem Schrecken zu beruhigen, ich glaube bald, sie wollten mich hereinrufen, oder eine wollte zu mir heraus. Unterdessen grüßte mich der Rathsherr Joseph ganz freundlich und demüthig und zog die Thüre zu. Ich sprach schnell: Verzeihe mir, o Herr, ich horchte dem schönen Gesange zu! Wie ein Engel hatte er jetzt eine heitere freundliche Miene und sagte: Nicht vergeben, belohnt wird Dir Dein Horchen werden, und ging fort. B.: (wendet sich und wischt eine Thräne weg). Dauerte aber das so lange? D.: Ach, da ging ich, aber da war mir, ich kann's Dir gar nicht sagen, o Bathseba! Ich stund alle Augenblicke und blieb allemal in Gedanken stehen, bis Jemand kam. Ich bat Gott für alle meine Sünden um Verzeihung, und ich mußte immer weinen und denken, o wärst du nur bei den guten Leuten, wärst du nur bei den guten Leuten! (Das Letzte spricht sie von unfreiwilligem Schluchzen unterbrochen). B.: (wendet sich weg) Laß mich allein. Ich bin nicht mehr böse auf Dein Säumen. D.: Ach! ich bitte! Ach könntest Du doch die Leute sehen — ich meine, sie alle beisammen sehen! B.: Geh jetzt nur! — Daß der Dichter für Erfüllung dieses Wunsches gesorgt hat, läßt sich denken. — Die letzten Bücher dieses Werkes „über die Publikation der Sache Jesu" nach der Apostelgeschichte haben nach unserm Bedünken nicht mehr den Schwung der früheren.

Diese jüdischen Briefe Pfenningers, durch welche wir nun einen kurzen Gang gemacht haben, waren von großem, ja außerordentlichem Erfolge bei ihrem Erscheinen begleitet. Man fing an, den Verfasser nicht nur als Lavaters warmen Freund und Vertheidiger, sondern auch als selbstständigen und sehr bedeutenden Schriftsteller zu schätzen, und es wäre nicht uninteressant, eine kleine Sammlung der Urtheile über ihn aus Deutschland zu veranstalten. Lassen wir das. Aber die Widmungen der verschiedenen Theile müssen wir noch als charakteristisch für jene Zeit erwähnen. Der erste Theil ist gewidmet: Lamezan, Leß und Lavater, dem Katholiken, Lutheraner und Reformirten, der zweite dem Philanthropin in Dessau, der dritte einem verstorbenen jüdischen Jüng-

ling, Levi Pinkus Sachs, der vierte dem Professor, nachher Bischof Sailer mit der Zueignung: Das Evangelium hat uns gleich fühlen gelehrt. Es wird uns einst auch noch gleich denken lehren. An jenem kann uns Berlin (der Hauptsitz des Rationalismus) nie, an diesem Rom nicht immer hindern. Hierauf die Hand Deines Pfenninger. Weitere Bände sind dem Dr. Hoze in Richtersweil, der Fürstin Luise von Anhalt-Dessau, den Schwestern von Palm in Eßlingen und der Gräfin Auguste von Stolberg gewidmet. Es ist die interkonfessionelle Gemeinde der Gläubigen, welche den Schmuck jener Zeit ausmacht.

Eine lange Reihe von Schriften dienen der mehr wissenschaftlichen Vertheidigung des Christenthums.

Indem wir nun zu diesen Werken Pfenninger's uns wenden, schicken wir über eines derselben, allerdings das wichtigste, das Urtheil eines gewiß kompetenten Beurtheilers voraus:

Hamann schreibt an Jakobi den 22. Juli 1785: „Ich wollte Ihnen eine kleine Schrift empfehlen über Offenbarung des Heiden-, Juden- und Christenthums. Ich habe in dieser Woche weit Besseres gefunden. Dieß sind „die philosophischen Vorlesungen über das sogenannte neue Testament". Ich habe diese Vorlesungen als ein geliehenes Buch in wenig Stunden durchgelesen und mich vor Freuden recht satt daran geweint. Vielleicht überlasse ich Ihrer gütigen Bestellung ein kleines Briefchen an unsern Lavater, um von ihm den Namen dieses Meisters in Israel, der sein Landsmann ist, zu erfahren".

(Trorler, die den Christen heiligen Schriften, S. 11.)

Von den vielen Gelegenheitsschriften, Streitschriften oder Schutzschriften wider solche, wollen wir gar nicht reden. — Den hier in Betracht kommenden Werken ist es gemeinsam, daß sie sich an den Kreis der Gebildeten wenden und zwar besonders an die mit Vorurtheilen gegen das Evangelium erfüllten Klassen, daß sie ferner von allgemein zugegebenen Prämissen in scharf logischer Weise bis zu den höchsten Offenbarungswahrheiten vorschreiten und so nach den Gesetzen der Vernunft den Leser zu überzeugen suchen. Würdig schließt sich Pfenninger

auf diesem Gebiete einer ganzen Reihe edler Zeitgenossen, einem Herder, Hamann, Claudius, Stilling und Lavater an, welche dem aufgeblasenen Geschlechte ihrer Zeit Jeder in seiner Art nachwiesen, daß das „Thörichte vor Gott weiser ist als die Menschen und das Schwache vor Gott stärker als die Menschen". Es fehlt ihm dabei freilich das geheimnißvolle Gedankenblitzen des Magus vom Norden, die klassische Sprache und Bildung eines Herder, die schalkhafte Anmuth eines Claudius und die wenn auch breite doch spannende Erzählungsgabe eines Stilling. Er ist zu gelehrt für das Volk, zu volksthümlich für die Gelehrten. Er hält viel zu sorglich das zurück, was er eigentlich will, während, statt dieser scheinbaren Voraussetzungslosigkeit, eine direkte Appellation an das Gewissen oft bessere Dienste thäte. Er sucht mathematisch zu beweisen, was seiner Natur nach nicht mathematisch ist. Man sollte denken, daß er wenigstens die Mitwelt zum Christenthum oder wie er es lieber nannte, zum Christianismus, bekehrt hätte. Aber dem ist nicht so. Für viele Leser war dieses schwere Geschütz nicht nothwendig, und bei denen, für welche es nothwendig gewesen wäre, vergaß Pfenninger Eins, daß der Glaube nicht Jedermanns Ding ist, daß im Gegner das Organ vorhanden sein muß, mit welchem er überhaupt den Apologeten nur versteht und ihm entgegenkommt, und daß nicht äußerliche Vernunftbeweise, sondern die innerliche Erweisung der göttlichen Wahrheit, die kein Mensch in dem andern wirken kann, den Glauben erzeugt. Wir können es doch begreifen, daß manche Gegner es als eine Zudringlichkeit empfanden, wenn Pfenninger sie nöthigen wollte, einen langen Weg philosophischer Untersuchungen an seiner Hand zu machen, ihnen zuerst einige scheinbar unwichtige Zugeständnisse entlockte, um sie dann plötzlich wie in einem Netze zu fangen. Dennoch sind wir weit entfernt, diese Arbeiten zu verurtheilen. Nicht nur ist es eine schöne Gedankenarbeit mit einem edeln menschenfreundlichen Zweck; nicht nur ist schon damit Etwas gewonnen, wenn der auf seine Weisheit stolze Zweifler sich in seinem Systeme bedrängt sieht und in manchen Dingen ad absurdum geführt wird, sondern alle diese Werke enthalten viele sehr werthvolle

Einzelheiten, welche es verdienen, von der Vergessenheit gerettet zu werden. Niemand wird so unbillig sein, von einer Apologetik des vorigen Jahrhunderts dasselbe zu erwarten, was von der heutigen. Die wichtigsten Fragen sind ja erst seither aufgeworfen worden. Was damals ein Scharmützel war, ist jetzt eine Schlacht der Geister geworden. Aber so weit unstreitig auch die Apologetik unsrer Tage vorgeschritten ist, welche aus allen Gebieten der Wissenschaft, der vergleichenden Religionsphilosophie, der Sprachforschung, der Geologie u. s. w. ihre Waffen holt, dennoch ist auch sie noch lange nicht am Ziele; Einzelne werden immer einen Gewinn daraus ziehen; im Großen und Ganzen bleibt die Feindschaft und steigt, denn der Glaube ist nicht Jedermanns Ding. Was Pfenningers Schriften auch Gegnern, sobald sie billig dachten, empfehlen mußte, das war seine edle Humanität (sehr verschieden von der Toleranz, dem damaligen Stichwort der Aufgeklärten), mit welcher er Alles, was nur Gottes Gabe ist, mit in den Bereich des Christenthums zog, wie z. B. die Musik; ferner die Anerkennung, welche er allen ernstlich strebenden Geistern, einem Lessing, Herder, Pestalozzi zollte, seine Unbefangenheit, welche ihn nicht an die Ausprägung des Christenthums in dieser oder jener lokalen Gestalt fesselte, sondern gegentheils einer Erneuerung des Urchristenthums entgegentrieb. Auch seinen köstlichen Mutterwitz dürfen wir wohl erwähnen, welcher die langathmigen Schriften doch wieder so genießbar machte, wenn er z. B., um aus Tausenden Eins anzuführen, dem zweiten Band seiner philosophischen Vorlesungen die Bedingung anhängt, „welcher ohne den ersten und dritten wohl rezensirt, aber nicht gelesen werden darf“.

Den Anfang dieser Reihe apologetischer Werke bilden „fünf Vorlesungen von der Liebe der Wahrheit“, 1774. Er rühmt hier den Anbruch des Zeitalters geistiger Freiheit. „Offene Köpfe mit warmem Herzen, tolerante Prediger, freie Schriftforscher, herzhafte Journalisten, billige Censoren sind, Gott sei Dank! keine Seltenheit, am allerwenigsten unter uns“. — „Aber ich muß es nur gestehen, daß

es schon vorläufig besorglich ist, die Menschen unserer Zeit werden wohl leicht wieder auf andere Abwege austreten. Es wäre ein unerhörtes Glück, wenn es nun so in Einem fortginge, daß Etliche die rechte Straße der Wahrheit zur Glückseligkeit fänden, diese sodann die Uebrigen sanft nach sich zögen. So viel ich von der Geschichte weiß, wäre dieses, so lange Gottes Erde steht, das erste Mal, daß die Menschen von einem Extrem nicht auf das andere rennen. Und welche Gefahr droht denn dem Zeitalter der Freiheit? Sowie zu Zeiten der Sklaverei alle Laien das Privilegium hatten, nicht zu denken, so scheinen nun zur Zeit der Freiheit Lai und Priester das Privilegium zu haben, unter dem schönen Titel des Selbstdenkens — schlecht zu denken". — So allgemein im Ganzen diese Vorlesungen gehalten sind, sie münden doch aus in die Forderung an Alle, namentlich auch an die Glieder des weltlichen Standes, die heiligen Schriften nach den unverbrüchlichen Gesetzen der Wahrheitsliebe zu lesen und sie nicht, wie es damals auf orthodoxem, wie auf rationalistischem Gebiete üblich war, als ein dogmatisches Lehrbuch, sondern vor Allem als Geschichtsbuch zu betrachten, wo denn die historischen Stellen zur Erklärung der dogmatischen ähnlichen Inhaltes zu Grunde gelegt werden müssen. Dieser letztere Gedanke ist ausgeführt in dem umfänglichsten, ausgearbeitetsten, apologetischen Werke Pfenningers, der reifen Frucht seiner Manneskraft, „den philosophischen Vorlesungen über das sogenannte neue Testament", das in sechs großen Bänden 1785—89 zu Leipzig erschien. Den Zweck des Buches gibt er folgendermaßen an: „Ich möchte an dem Buche, das wir alle unter dem Namen „neues Testament" kennen, einen Versuch wagen, wie weit es geübter, gesunder Menschenverstand, Fleiß und Redlichkeit mit nicht gar zu viel Arbeit bringen könnte in der Erkenntniß des Sinns dieser alten Schriftensammlung und in der vorläufigen Werthung ihrer Wahrheit und ihres Nutzens, ohne die Hülfsmittel, welche die Gelehrsamkeit anbietet, dazu im Mindesten zu gebrauchen. Als Zuhörer wünscht er sich „Denker, die den Kohlerglauben verschmähen von ganzem Herzen; Denker, die den Kohler-

unglauben eben so herzlich verschmähen, eingedenk, daß das erste und vornehmste Gebot für den freien Denker sei: Du sollst auf bloße Autorität nichts annehmen, und daß das andere Gebot dem erstern gleich sei: Du sollst auf bloße Autorität nichts verwerfen". So durchgeht nun Pfenninger ein Kapitel des neuen Testamentes nach dem andern. Er übersetzt den Grundtext wortgetreu, stellt den Sinn der Worte und der Gedanken fest, indem er unterscheidet zwischen den allgemein menschlichen Begriffen, die so im Denkkreis aller Menschen liegen, daß sie zu keiner Zeit falsch übersetzt werden können, und zwischen andern Begriffen und Wörtern, die an sich noch nicht klar sind, über die also gestritten werden kann, die vielleicht erst aus dem Zusammenhang eines größern Ganzen sich bestimmen lassen. So findet er schon im ersten Kapitel des Matthäus den Sinn der Erzählung ganz unbestritten und auf 28 völlig klare Worte bloß zwei, welche einstweilen als noch dunkel gelten müssen, nämlich der heilige Geist und der Engel des Herrn. Wenn aber des Anstößigen in der bisherigen Geschichte für philosophische Ohren viel ist, wie er bekennt, so warnt er vor dem unzeitigen Absprechen, ob es auch unter philosophischem Gewande geschehe, indem man a priori erweisen will, es sei unmöglich, daß Menschen auf eine andere Weise zur Existenz kommen können, als wie sie jetzt wirklich kommen und dann den Schluß zieht: Was nicht möglich ist, ist nicht wirklich. „Kann in der Natur", sagt er dagegen, „nicht eine Stufenfolge von Seltenheit der Phänomena sein? Kann's nicht seltene Wirkungen geben, und noch seltnere und äußerst seltene, ja eine einzelne? Wars unmöglich, daß eine einzelne Wirkung von Einem einzelnen Menschen Ein einzelnes Mal nur wahrgenommen — vorhanden sein könnte? Es wäre doch ein Gewinn, aus diesem ersten Kapitel ersehen zu haben: Es ist eine höhere schöpferische Kraft vorhanden, die selbst Menschen hervorbringen kann; die dem träumenden Menschen unbekannte Dinge entdecken kann; die sich des Schicksals einer Nation annehmen, nie gehörte Dinge zu ihrem Besten veranstalten kann und Güte genug hat, das zu thun, auch gegen ein verschuldetes Volk. Schon dieser Anfang

zeigt uns also ein Buch, mit dem fortzukommen ist und das lesenswerth ist, wenn's so fortfährt". Mit großer Ruhe und Geduld verzeichnet Pfenninger an jeder Stelle, was etwa dagegen eingewendet worden ist oder eingewendet werden könnte, und gibt oft eine meisterhafte Widerlegung. Gegen die damals beliebte Auffassung Jesu als eines Geheimkünstlers, der durch seine Ueberlegenheit dem unwissenden Volke Wunder vorspiegelte, macht er darauf aufmerksam, wie diese Handlungen allemal durch Umstände, durch zufällige Ereignisse, durch unerwartet an ihn gelangende Bitten veranlaßt wurden, alle also unangeordnet und unpräparirt verrichtet wurden, sofern nämlich des Verfassers Bericht wahr sei, und für die Wahrheit spricht die ganze Schreibweise des Apostels, welche ohne Lobspruch oder Deklamation, ohne ein Wort aus dem Eigenen, einfach erzählt. „Ein eigenes Problem für unsern moralischen Geschmack sind die ewigen Geister und Geister, nämlich die Dämonen in den Besessenen. Nicht nur sind sie unserm Verstand anstößig, unsrer Sammlung von Erfahrungssätzen zuwider, sondern vielleicht auch unserm moralischen Geschmack. Solche Wesen, die die Menschen so gern plagen, die am Verderben so ihre Lust haben, daraus so ihre Profession zu machen scheinen, daß sie sich an Thieren erholen, wenn sie von Menschen weggetrieben werden, wie Manchem steigt da der Gedanke auf, ob solche Wesen nicht in Gottes Welt für den moralischen Geschmack unleidlich seien? Unterdessen werden wir über diese Art, gegen die Existenz gewisser Wesen zu schließen, gar bald durch die Analogie zurecht gesetzt. Denn wie manche Dinge sind in der Körperwelt gleich als nur zur Plage der Menschen da, gegen deren Möglichkeit der moralische Geschmack auch protestiren würde, wenn ihre Existenz nicht so erwiesen wäre. Alles vorhandene Uebel, ob es von Ursache A oder von Ursache Z herkomme, kann einen Skrupel gegen die Güte des Schöpfers machen. Es gibt ja auch Existenzen von bösen Menschen an hohen Plätzen, im Centrum so großen Wirkungskreises, daß dem moralischen Geschmack darüber schauert und wie manche gequälte Unschuld seufzte schon von Kerker und Tortur und Schlachtfeld zum Himmel, wie Gott so böse Wesen

zulassen könne. Die Frage: Wie sollte Gott so vielen bösen Geistern Existenz geben? dünkt mich am Ende einerlei mit der Frage: Warum er auch nur Ein böses Wesen hat zur Existenz kommen lassen? Die Erzählung sagt wenigstens schon, daß jene bösen Geister ihren Meister finden. Das hieße also, im Fall es wahr befunden wird:

a) nicht neues Uebel zeigen;
b) sondern vom alten Uebel unbekannte Ursache entdecken
c) und für altes Uebel neue Hülfe zeigen.

Wir trennen uns ungern von diesem Hauptwerke Pfenningers, das noch manche Ausbeute gewähren würde, um auch auf die übrigen noch einen Blick zu werfen.

Das „christliche Magazin" ist eine periodische Zeitschrift von 1779 an herausgegeben von Pfenninger mit Beiträgen von Lavater, Heß, Stolz, Häfeli, den beiden Stolberg, die in reicher Mannigfaltigkeit kürzere biblisch-theologische Abhandlungen, Geschichtliches, Rezensionen, Anekdoten, Parabeln und Gedichte enthält, sehr interessant für die damalige Zeit und nicht zum Mindesten das, was vom Herausgeber selber stammt, z. B. seine Abhandlung „über die Eintheilung der Dinge in geistliche und weltliche, ein Vorurtheil", worin er nachweist, wie diese strenge Absonderung des Geistlichen vom Weltlichen Vielen die Religion in ein falsches und widriges Licht stelle.

Zwei andere, hieher gehörige Werke Pfenningers sind „die Familie von Oberau" und seine „sokratischen Unterhaltungen". Sein Nachfolger im Amt, Diakon Schultheß urtheilt über das erstere: „Ich konnte der Schreibart keinen Geschmack abgewinnen. Ich vermißte den anmuthigen Fluß der philosophischen Rede. Sein Styl hat etwas Zerstückeltes und bisweilen eine Witzkünstelei, die ihn beleben sollte, aber nicht belebt". Ueber das zweite dagegen, es scheine ihm vortreffliche Dialogen zu enthalten. „Auch Abhandlungen gibt er da, die — und das ist viel gesagt, — den Titel des Buches rechtfertigen".

Wir können diesem Urtheil über die Familie von Oberau nur in formeller Beziehung zustimmen, denn was den Inhalt dieses Werkes betrifft, müssen wir es dem Besten, was Pfenninger geschrieben hat, beizählen.

Sehr verschiedene Personen, die aber alle im Vorhof der Wahrheit sich befinden, tauschen hier ihre Gedanken aus. Es ist unmöglich, in einem so kleinen Zirkel von Menschen verschiedener zu denken und sich mehr zu lieben, als man hier denkt und sich hier liebt. Der Vater hat Voltaires Glauben ohne Voltaires Leidenschaft; die Frau vom Hause ist eine rechtschaffene Protestantin, der eine Sohn von Humor hingerissen, der andere ein populärer Skeptiker, der Freund des Hauses ein Swedenborgianer; die Töchter voll Aufmerksamkeit für die Gespräche alle, deren Zeugen sie täglich sind. Dazu kommt ein junger kantischer Philosoph als Bräutigam der einen Tochter und endlich der Prediger des Ortes, den gewisse Schriften bis zum Atheismus hingerissen haben und der darum an die Aenderung seines Standes denkt. Diesen gegenüber steht nun der Verfasser als Apologet des Christenthums. Gewiß ist hier für Mannigfaltigkeit des Stoffes gesorgt. Aber allerdings bietet nun die Schrift gar nicht, wie man aus dem vielversprechenden Anfang erwarten könnte, eine spannende Erzählung, oder einen zusammenhangenden Fluß der Gedanken, sondern statt eines wohlgeordneten Ganzen treten uns, wie Schultheß richtig bemerkt, fast in springender Weise eine Menge philosophischer Abhandlungen entgegen, die ihren Werth in sich selber tragen, ohne aber organisch mit einander verbunden zu sein, oder zu einem wohlthuenden Abschluß zu führen. Alles Material zu einem großen herrlichen Gebäude ist hier in Fülle vorhanden, aber noch liegt es zerstreut auf dem Boden herum und es fehlt die Hand, die es zusammenfügt zum schönen Ganzen.

Auch hier warnt Pfenninger ernstlich sowohl vor dem Parteigeist, der Alles ausschließt, Alles herabsetzt, was nicht er selbst ist, als auch vor jener andern Aftergestalt des Christenthums, welche Alles aufnimmt, Alles hochwerthet, Alles nach sich nennt und so ihren eignen Charakter

verliert und verläugnet. Er gibt zu, daß die ersten Kämpfe des Lichtes mit der Finsterniß, des vernünftigen Nachdenkens mit dem blinden Glauben schwer sind, sagt aber: „Wohl dem, der anfängt frei zu sprechen, wenn er damit noch Gefahr läuft, und nicht erst, wenn er beinahe gewiß ist, daß es Lob und Lohn von der herrschenden Partei der Aufgeklärten bringen muß". Mit scharfer Kritik, der man abfühlt, daß der Verfasser sich selbst zur Wahrheit durchringen mußte, beleuchtet er die ewigen Grundfragen des Menschengeistes. So die Fragen über selbstgefundene und erlernte Wahrheit, über die Quellen der Erkenntniß, Anlage und Schicksal, Idealismus und Realismus, Geist und Materie, Freiheit des menschlichen Willens, vom Dasein Gottes, von den Wundern, von der Unsterblichkeit. Nicht, daß er sich vermaß, diese Probleme endgültig gelöst zu haben, dazu war er viel zu bescheiden, sagt er doch selber, daß man noch viel weiter in allen theoretischen und praktischen Fächern der Menschenkenntniß fortschreiten könne und werde, wenn man nur ohne alle Rücksicht auf Begriffe a priori vom Geist oder von Materie fortfahre, zu beobachten und Beobachtungen in Erfahrungssätze zu sammeln und aus ihnen Regeln abzuziehen. Aber in allen diesen Fragen gibt er doch wichtige Beiträge zu ihrer Lösung, die heute noch und vielleicht heute, wo die Philosophie wieder mehr als früher von der Peripherie auf das Centrum zurückkehrt, beachtet zu werden verdienten. So hat Pfenninger den Spiritualismus und Materialismus erörtert, ohne sich für den einen oder andern zu erklären, indem er vielmehr durchblicken läßt, daß jedes dieser Systeme etwas Wahres und etwas Falsches in sich schließt. Er frägt alsdann weiter: Was für Einfluß haben diese Systeme auf die Beantwortung der Frage von der Fortdauer des Menschen nach dem Tode? Man nimmt an, daß die Materialität der Seele gewiß nicht für die Unsterblichkeit, die Spiritualität nicht für die Vernichtigung der Seele beweise. Ist nun aber mit der Spiritualität der Seele schon die Fortdauer ihres persönlichen Bewußtseins bewiesen? Nein, denn Schlaf und Ohnmacht zeigen einen Zustand selbst im Körper, wo die Seele alles Bewußtsein verliert. Freilich

auch oft in diesem Zustand nicht verliert, aber doch oft verliert, zwar es nachher wieder erhält, also wohl in dieser Zeit auch forteristirt hat. Aber eben eine Existenz gehabt hat, die mir völlig ist, wie keine, die eben einst bei aufgelöstem Körper so fortdauern könnte. Ist nun aber mit der Materialität der ganzen Menschennatur die ewige Fortdauer des Bewußtseins unwiederbringlich verloren? Auch hier lautet die Antwort: Nein. Denn wer will beweisen: Ein so kleiner, so fein organisirter Körper im Körper, der bei aller sichtbaren Auflösung des sichtbaren Körpers doch so wenig aufgelöst wird, als Lichtstrahlen zu Asche gebrannt werden können, sei unmöglich? Am allerwenigsten soll der Materialist Miene machen, diesen Beweis zu führen. Er, der es wagt, die Denkkraft eine Eigenschaft der Materie zu nennen, sollte es wagen dürfen, die Unmöglichkeit einer alle Verwandlungen der roheren Materie bestehenden, feineren Organisation zu behaupten?

Ein andermal kritisirt Pfenninger den Kantischen Satz, daß nicht die Glückseligkeit der eigentliche Zweck der menschlichen Natur sein könne, weil dieß durch den Instinkt weit leichter erreicht worden wäre, als durch die Vernunft. Es dünkt mich klar, sagt er, ein durch Instinkt zur Glückseligkeit geleitetes Wesen könnte ja vermuthlich nicht den Grad noch ganz die Art von Glückseligkeit erreichen, als eines, das suchen muß, irren kann und nach Fall und Irrthum und durch dieselben und ihre peinlichsten Folgen zu einer Genußfähigkeit und Kräfteentwicklung gelangen kann, die in dem stets durch Instinkt geleiteten Wesen nie möglich wäre. Und während Kant behauptet, daß Liebe zu Gott als Neigung unmöglich sei, weil Gott kein Gegenstand der Sinne sei; Liebe gegen Menschen sei zwar möglich, könne aber nicht geboten werden, denn es stehe in keines Menschen Vermögen, Jemanden bloß auf Befehl zu lieben; so sei es bloß die praktische Liebe, die in jenem Kern aller Gesetze verstanden werde; Gott lieben heiße in dieser Bedeutung, seine Gebote gern thun, den Nächsten lieben heiße, alle Pflichten gegen ihn gern ausüben: so protestirt Pfenninger dagegen mit der heiligen Schrift, deren Anthropomorphismen uns ganz positive Vorstellungen von Gott

geben, während die Lehrstücke und die Vernunft den Negationen wehren, welche damit verbunden werden könnten und das Ideal erfüllen. Selbst ohne eine angeblich persönliche Erscheinung Gottes könnte eine Reihe von so vielen mit der menschlichen Natur analog charakterisirten, einnehmenden Reden und Handlungen Gottes, die uns nur in der Erzählung gegeben wären, den allerhöchsten Grad von Anziehungskraft haben und den allerhöchsten Grad von Zuneigung erwerben. So kommt er zu dem Schluß, daß der neutestamentliche Inhalt in der Hauptsache des Moralischen mit den reinen Vernunftprincipien im Einklang stehe, daß er den wichtigsten Bedürfnissen der Menschheit entspreche, und was er zur Glückseligkeit liefere, das habe Gewicht und sei unentbehrlich.

Betreffend die Wunder untersucht er die Einwendung, sie seien ja nicht als Thatsachen unserer eigenen Wahrnehmung gegeben, und entkräftet dieselbe durch die Bemerkung, daß der Mensch seine eigenen Wahrnehmungen auch nur durch das Gedächtniß festhalten könne. Es ist nicht die Wahrnehmung selbst durch die Sinnen, die ihm Stand hält, sondern seine Erinnerungskraft, die ihm das ganze Bild, das ihm die Erscheinung gab, wieder darstellt. Aber wie? Geschieht dieß nun immer vollkommen? Sehen wir der Sache recht auf den Grund, so befindet sich hier schon der Mensch mit sich selbst im Fall des Zeugnisses. Er ist gleichsam sein eigener Zeuge. Sein Gedächtniß legt seinem Bewußtsein das Zeugniß ab von einer Erscheinung, die seine sinnliche Vorstellungskraft wahrgenommen, und sogar, es treten die beiden Fragen ein, wie bei jedem Zeugniß: Will der Zeuge die Wahrheit sagen und: kann er sie sagen? — Gegen den Wundergott wendet die theoretische Vernunft ein: Ihr scheint ein Plus hinzuzufügen, es ist aber ein Minus. Ihr saget, er wirkt Wunder in seiner Welt, er offenbart sich persönlich, aber mit euern Wundern macht ihr seine Welt zum unvollkommenen Werk und den Schöpfer zum Flicker eines unvollkommenen Werkes seiner Kunst, und mit eueren Erscheinungen Gottes macht ihr die Gottheit zur Menschheit. Darauf erwiedert Pfenninger: Wir betrachten die Wunder nicht als eine Ausnahme von den Gesetzen der Natur. Wir

wissen nichts von einem gezogenen Kreis der Natur, aus welchem Wesen, die wir nicht alle Tage sehen, ausgeschlossen wären, nichts von naturgesetzwidriger Wirkung, denn Alles, was geschieht, muß wohl einem Naturgesetz gemäß geschehen. Der Begriff der Wunder ist immer nur relativ. Schon nach dem gemeinen Menschenverstand ist ein Wesen desto höher und edler, je aktiver es ist. Aus Kant leitet er den Satz ab: Jeder Wille, jede freie Handlung der Seele ist ein Wunder. Die Menschheit steht mit der Gottheit in der Analogie, aus freiem Willen Reihen von Wirkungen anzuheben. Ist denn nicht Freithätigkeit der Gottheit so wahrscheinlich in Aehnlichkeit mit menschlicher Freithätigkeit, wie das Zeugen der Menschheit mit dem Schaffen der Gottheit in Aehnlichkeit steht?

Pfenningers letztes unvollendet gebliebenes Werk ist „die Familie von Eden oder gemeinnützige Bibliothek des Christianismus für seine Freunde und Gegner", wovon das erste Bändchen kurz vor seinem Tode herauskam, vier folgende aber schon zum Drucke fertig lagen. Er selber erklärt es als eine Fortsetzung der Familie von Oberau, da Eden Au bedeutet und es die Ober-Au ist, aus der wir abstammen. Auch diese Schrift leidet an jenem Mangel klaren Zusammenhanges, ist aber voll geistreicher Gedanken. Der Plan scheint der gewesen zu sein, aus Eden, der Schöpfungs- und Paradiesesgeschichte den Adel des Menschengeschlechtes, wie er auch noch in seinem Verfalle deutliche Spuren erkennen läßt, herzuleiten und die Menschheit aus dem fruchtlosen und gefährlichen Träumen von ihrem Adel wirklich zurückzuführen und das auf eine vierfache Weise: durch eine Bibelgeschichte der Familie von Eden, einen historischen Theil; durch eine Staatslehre dieser Familie, einen dogmatischen Theil; durch einen kritischen Theil, worin er von den Stiefschwestern ihrer Konstitution, also wohl von den andern Religionen und Afterbildungen des Christenthums zu reden gedachte und endlich einen vierten apologetischen Theil, welchen er betiteln wollte: ein Promemoria ihrer Verantwortung am Tribunal der Vernunft. Ist nun leider auch nur die Einleitung zu diesem Werke zu Stande gekommen, denn die

folgenden Bändchen behandeln wieder andere Gegenstände und gehörten vielleicht dem Plane nach an eine andere Stelle, so ist doch schon diese Einleitung höchst anregend. Er setzt sich da auseinander mit den verschiedensten Vorurtheilen der Zeit, z. B. gegen den geistlichen Stand: „Ich denke, meine Leser alle, auch die entschiedensten Gegner des Christianismus, anerkennen den großen Unterschied zwischen dem Geistlichen, der das Amt um der Religion willen und dem, der die Religion um des Amtes willen treibt. Mein Sinn über diesen Punkt war stets der: Wer dem Stand nicht Ehre macht, soll nicht Ehre haben vom Stand, und wer dem Stand Ehre macht, will nicht von ihm Ehre haben. Wer hingegen dem Stand Schande macht, hat nicht Recht, sich zu beklagen über Schande, die man dem Stande zufügt, und wer ihm nicht Schande macht, hat nicht Lust zu dieser Klage. Nach meiner Ueberzeugung ist es wahr: Je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, desto gräßlicher in seiner Verwesung. Ein verfaultes Holz ist so scheußlich nicht als eine verwesene Blume; diese nicht so eckelhaft als ein verfaultes Thier und dieses so gräßlich nicht als ein Mensch in seiner Verwesung. So auch in diesem Stande: Je edler in seiner Blüthe, desto abscheulicher in seiner Verwesung und Verderbtheit".

Eben so trefflich setzt sich Pfenninger auseinander mit jenen Weisen, welche behaupten, es bedürfe keiner besondern Offenbarung, auf abstraktem Wege, durch die Vernunft kennen sie genugsam Gott, von welchem Vergebung, weise Leitung des Schicksals, moralische Vervollkommnung, Unsterblichkeit und gerechte Vergeltung herkommen. „Wohl denn, ihr edeln, vernünftigen Menschen! gesezt, ihr wisset, daß ein Gott ist, von dem dieß Alles kommt, so wissen's hingegen Millionen nicht anders als durch biblische Geschichte. Ferner gesezt: Ihr wisset's zwar ohne die heilige Geschichte, aber ihr seid doch nicht sicher, ob ihr es auch so gewußt hättet, wenn keine heiligen Schriften eure Lehrer und die Welt euch daran gemahnt hätten. Ferner: Ihr wisset diese Dinge gewiß. Gesezt. Aber die meisten, auch die allertiefsten Denker, haben oft lebenslänglich mit vielen Zweifeln dagegen zu kämpfen gehabt. Ueber-

dieß: gesezt ihr wüsstet vollkommen, daß Gott euch Vergebung, Tugendkraft, Weisheit, Unsterblichkeit geben werde; wenn ihr aber nicht wisset, durch wen er's euch gibt, so könnt ihr's vielleicht wohl gar nicht einmal empfangen".

In der Wunderfrage nimmt Pfenninger einen Gedanken, welchen die neuern Apologeten oft bringen, voraus in dem Worte: „Effekte höherer Naturen sind den niedrigeren ein Wunder. Wunder der evangelischen Geschichte sind alle die pure lautere Natur dessen, der das Leben und die Auferstehung ist und dessen, der in ihm wirkte und ihn mit aller Fülle der Gottheit erfüllt hat. Am Namen liegt nichts; wer beleben kann, ist Beleber; wer Leben bedarf, nimmt seine Zuflucht zu ihm". — „Der hat wahrlich die Natur schlecht beobachtet, der nicht überzeugt ist beides, daß sie im Gemeinsten unbegreiflich und daß sie im Vollkommensten unendlich selten ist". Zuletzt rekurrirt Pfenninger, wie jeder Apologet thun muß, an die Allmacht und an das Schöpfungswunder Gottes.

Ganz andrer Art sind nun die folgenden Bändchen dieses Werkes. Für die verheißene Staatslehre der Familie von Eden lag ein Auszug aus der Schrift „vom Reiche Gottes" von Heß vor. Das Uebrige füllte Lavater mit Auszügen aus Pfenningers Predigten über dergleichen Themata aus und dann folgen: „Briefe an Nicht-Musiker über Musik als Sache der Menschheit", die keinen künstlerischen Werth beanspruchen, aber viel Anziehendes enthalten. „Ist nicht ein Duett in der Musik zum Erstaunen gerade das Sinnbild, der sprechendste Typus von der Vervielfältigung jedes Glückes durch Mitgenuß und Theilung? Man wird sagen, das Vergnügen von der zweiten Stimme ist nur Addition zum Vergnügen, das Eine gewährt? Wer fühlt nicht Multiplikation? — Dann mehrt sich die Menschenzahl und wird Gesellschaft. Das kleine Kind wächst langsam zum Terzett. Erst tritt das Wiegenlied ein, ein Solo der Mutter. Es gehört nach meinem Urtheil wesentlich nebst seiner einschläfernden Kraft mit zum Charakter des Wiegenliedes, daß es dem Kinde zum Mitsingen leise

rufe". (Uebrigens weiß Pfenninger auch die schönste Sangesweise, den vierstimmigen Choral, wohl zu schätzen und gegen die Kirchenmusik abzuwägen, und wunderschön ist, was er von der vereinigenden Kraft des Glockenklanges schreibt). Die letzten Bändchen bringen eine sehr hübsche Sammlung von Volksliedern sammt Melodieen.

Wenn auch Pfenninger durch größere Concentration seiner Kräfte wahrscheinlich eine nachhaltigere Wirkung auf die Mit- und Nachwelt hervorgebracht hätte, so bleibt er dennoch mit dem was er leistete, einer jener gesegneten Apologeten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, welche die hohe Mission empfangen hatten, das unverfälschte Christenthum sowohl durch die öden Steppen des Rationalismus wie durch die Brandungen der Revolution hinüberzuführen. An diese Aufgabe setzte Pfenninger sein Leben. Er überarbeitete sich nach dem Urtheil seiner Freunde. Eine Stelle aus der Vorrede der Familie von Eden aus seinem Todesjahre lautet: „Da sitz ich in dunkler, kalter Nacht in halb erkaltetem Zimmer, still und einsam, denn Alles um mich her in Haus und Stadt ligt im Tode des Schlafes, gleich als begraben — und denke, daß es Sabbath früh ist. In welchen Kontrast der Bilder und Vorstellungen bin ich hingerissen durch diesen einzigen Gedanken; bin in der hellsten, lebendigen, warmen, blühendschönen, jungen Welt, hingerissen in den Anfang der Erdenzeit, an den ersten Wochenfeiertag, gefeiert von den Stammeltern der Menschen in Eden, wo der Adel meines Brudergeschlechtes herstammt". Und Lavater erzählt, wie Pfenninger, wenn er zu seinen eigenen Geschäften noch die eines abwesenden Freundes übernahm, im Stande gewesen sei, Morgens 4 Uhr aufzustehen und bis 1 Uhr Nachts zu arbeiten, und um den Freund nicht merken zu lassen, daß er sich überarbeite, wohl noch einmal zwischen inne einen Weg von 4—5 Stunden zum Besuch des Freundes gemacht habe, um dann sogleich wieder in den Drang seiner Geschäfte zurückzukehren, und bei alledem habe er noch so manchmal seine Trägheit und sein Unvermögen, den Freunden etwas zu sein, beklagt. Und diese verzehrende Thätigkeit diente keinem

egoistischen Interesse; er war so demüthig, daß Lavater ihn eigentlich nöthigen mußte, die angesehenen Fremden, die bei ihm auf Besuch waren, kennen zu lernen, und auf zeitlichen Erwerb hatte er es nur gar nicht abgesehen, sondern kam vielmehr oft in Verlegenheit durch seine grenzenlose Güte gegen die Armen.

Als Prediger hatte Pfenninger zwei Perioden. Am Waisenhaus war er wegen der Einfachheit und Herzlichkeit seiner Predigten sehr populär, am St. Peter dagegen war seine Zuhörerschaft nicht groß; er nahm einen bisweilen allzukünstlichen und feinen Styl an, welchem die Durchschnittsleute nicht zu folgen vermochten, während es ihm da, wo er sein Herz reden ließ, wie bei besondern Gelegenheiten z. B. Trauer- oder Hochzeitspredigten, vortrefflich gelang, und diejenigen, welche sich an ihn gewöhnt hatten, sehr viel aus seinen Predigten zogen. Obgleich er namentlich neben einem Lavater diesen Abstand tief fühlte, blieb er so demüthig, daß er aufrichtig des großen Erfolges sich freute, den sein Freund hatte. Er hat drei Predigtbändchen herausgegeben: über die Seligpreisungen; über das Lob der Liebe 1 Cor. 13., und über die Leidensgeschichte Jesu nach allen vier Evangelien, welche viele Goldkörner enthalten.

Seine vorzüglichste Kraft, welche denn auch bis an seinen Tod anerkannt wurde, lag im christlichen Jugendunterricht, so wie in der Seelsorge, wo er ohne zu verwunden, doch die Wahrheit in aller Einfalt zu sagen wußte, wie einmal, als zwei Personen, die sich herzlich liebten, doch uneins wurden, weil die eine zu derb, die andere zu empfindlich war. Als nun letztere sich Pfenninger mittheilte, sagte er liebreich lächelnd: „Nicht ein Gran Rohheit und nicht ein Gran Weinerlichkeit kommt in den Himmel", und hatte damit seinen Zweck erreicht.

Als Pfenninger in der Vollkraft seiner Jahre dahin gerafft wurde, schien es namentlich für seine Familie, für die vielen noch unerzogenen Kinder ein schrecklicher Verlust zu sein, aber wenn irgendwo, so hat sich

hier das Wort vom Segen der Eltern, der den Kindern Häuser baut, bewährt. Die älteste Tochter wurde eine berühmte Kunstmalerin, ein Sohn geschickter Architekt; mehrere Töchter verheiratheten sich glücklich, deren Kinder und Enkel noch unter uns in angesehener Stellung sich befinden; eine Tochter ward die Gattin des ehrwürdigen Seminardirektor Henning aus Preußen, welcher mit ihr seinen Lebensabend in unsrer Stadt zubrachte; die jüngste Tochter, ein so zartes Kind, daß sie ihrem Vater bald nachzufolgen schien, erreichte doch in einer segensreichen Stellung als Lehrerin der französischen Sprache ein hohes Alter, eine durch viele Stürme gereifte christliche Matrone, mit der Freundin Luise Lavater bis in den Tod innigst verbunden, wie es die Väter gewesen waren.

O möchten auch unserm Zeitalter wieder solche Apologeten erstehen wie Lavater und Pfenninger es waren im vorigen Jahrhundert!